

## I. Einleitung

Die Theorie sozialer Ungleichheit hat seit den Klassikern der Soziologie keine großen Fortschritte zu verzeichnen. Dem immensen empirischen Aufwand, den man bei ihrer Untersuchung betreibt, stehen keine entsprechenden Anstrengungen bei der systematischen Theoriebildung gegenüber (Berger 2004). »Theorie« reduziert sich in den einschlägigen Sammelbänden und Studien auf eine auflistende Aneinanderreihung von einzelnen Ansätzen und Theoremen. Es fehlt jedoch eine Theorie sozialer Ungleichheit, die auf der Höhe der aktuellen Theoriediskussion der Soziologie ist. Das mag damit zusammenhängen, dass sich die empirische Ungleichheitsforschung zu einem der am besten ausgebauten Teilgebiete unseres Fachs entwickelt hat und dadurch – zu sehr mit sich selbst beschäftigt – den Kontakt zur allgemeinen Theorieentwicklung verloren hat. Diese Selbstgenügsamkeit verstellt den Blick auf die soziologische Theoriediskussion. Man sieht nur noch die für das eigene Untersuchungsfeld relevanten Theorieteile und bricht sie aus dem Theoriebestand des Faches heraus. Manche werden gar veranlasst, die Ungleichheitsthematik mit soziologischem Denken generell zu identifizieren. Nach Dahrendorf (1974: 353f.) ist die Ungleichheitsfrage »historisch die erste Frage der soziologischen Wissenschaft. An Hand der verschiedenen Versuche, sie zu beantworten, könnte man eine ganze Geschichte des soziologischen Denkens schreiben [...].« Das ist eine Engführung der Perspektive auf soziale Ungleichheit, die dem Thema nicht gut bekommt. Schaut man sich die soziologischen Klassiker an, so gibt es keinen, bei dem es *nur* um soziale Ungleichheit ging. Das gilt selbst für Karl Marx, der sie zweifelsohne zu einem zentralen Thema macht – aber eben nicht exklusiv. Die Klassen- ist in eine umfassende Makroanalyse eingebunden; das Überbautheorem verbindet Institutionen- und Ungleichheitsanalyse. Noch deutlicher wird dies bei Max Weber, dem mit Abstand wichtigsten Referenztheoretiker der Ungleichheitsforscher: Soziale Ungleichheit ist nur ein Aspekt in seinem Werk. Seine Wirtschafts-, Rechts-, politische, Religions-, Wissenschafts- und Kunstsoziologie entfaltet eine vergleichsweise umfassende Konzeption moderner Gesellschaften (Schwinn 2001a), die in der Literatur

zur sozialen Ungleichheit jedoch nicht zur Kenntnis genommen wird.

Das führt uns zur zentralen These des Buches: Eine zufriedenstellende Ungleichheitstheorie wird nur zu entwickeln sein, wenn sie den Anschluss an die soziologische Theorie hält. Schaut man sich klassische und aktuelle soziologische Theorien unter diesem Aspekt an, so sind es zwei theoretische Konzepte, die sich für eine möglichst umfassende Analyse moderner Gesellschaften anbieten: die Differenzierung von Menschen nach Kriterien sozialer Ungleichheit und die Differenzierung von Ordnungen oder Teilsystemen nach bestimmten Leitkriterien. Obwohl beide Strukturachsen, mit unterschiedlicher Gewichtung bei einzelnen Autoren (Kieserling 2006), im soziologischen Theorienbestand auffindbar sind, wurden sie bisher nicht in ausreichendem Maße verknüpft. Insofern hat die soziologische Theorie der Ungleichheitsforschung auch keine sonderlich attraktiven Erklärungs- und Integrationsangebote gemacht, so dass sich diese verständlicherweise auf Tradiertes zurückzieht und verlässt. Beide Forschungslinien laufen jedenfalls relativ beziehungslos nebeneinander her. In Ungleichheitsanalysen sind die differenzierten Institutionen allenfalls die Orte, an denen sich bestimmte Ausprägungen gesellschaftlicher Ungleichheit manifestieren; für die Differenzierungsprozesse selbst besteht jedoch kein Interesse. Auf der anderen Seite blenden Differenzierungstheoretiker das Ungleichheitsproblem als zweitrangig aus ihrer Aufmerksamkeit aus. Sieht man von dem Intermezzo der Diskussion um die funktionalistische Schichtungstheorie in den 40er bis 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ab,<sup>1</sup> entwickeln beide Forschungstraditionen ihre Themen und Fragestellungen weitgehend unabhängig voneinander – man gewinnt den Eindruck, es werden jeweils verschiedene Gesellschaften beschrieben.

Das ist ein unbefriedigender Zustand. Die beiden makrosoziologischen Hauptkonzepte können nicht isoliert voneinander zufriedenstellend entwickelt werden. Man begreift Ungleichheitsverhältnisse nicht, ohne ihre Einbettung in das Arrangement der differenzierten Institutionen zu berücksichtigen.<sup>2</sup> Und andererseits wird das Differenzierungsmuster der Institutionen durch die sozialstrukturellen Verhältnisse mitbestimmt. In den letzten Jah-

ren hat sich hierzu eine Diskussion (Schwinn 2004a) entwickelt, die durch die provokative Behauptung Niklas Luhmanns (z.B. 1985) angestoßen wurde, soziale Ungleichheit habe heute ihre zentrale strukturelle Bedeutung verloren. Moderne Gesellschaften seien durch einen Primat funktionaler Differenzierung gekennzeichnet und in Abhängigkeit davon rücke soziale Ungleichheit ins zweite Glied. Mit wenigen Ausnahmen (Haller 1986) hat dies auf Seiten der Ungleichheitsforscher keine Reaktionen hervorgerufen. Das ist symptomatisch für das Nichtwahrnehmen der beiden soziologischen Traditionen. Auf Kritik ist die Primatthese Luhmanns bei jenen Autoren gestoßen, die auf dem Felde der Differenzierungstheorie arbeiten (Schwinn 2004a). Die Sichtweise der neueren Systemtheorie steht in auffallendem Kontrast zur Forschungspraxis und soziologischen Literatur, die sich intensiv mit sozialer Ungleichheit und der Sozialstruktur moderner Gesellschaften beschäftigt. Wie gerechtfertigt sind alle diese Studien noch, wenn sie doch angeblich einen unbedeutenden und zweitrangigen Aspekt heutiger Gesellschaften thematisieren? Nun findet man auch auf der Seite der Ungleichheitstheorie Primatan-sprüche: Soziale Ungleichheit sei die »dominante Hauptachse« (Mayer 1987: 374, 376f.) moderner Gesellschaften; ein »gesellschaftstheoretisches Schlüsselthema« (Kreckel 2004: 21); die sich daran entzündenden Konflikte und Grenzziehungen seien schärfer umkämpft als die aus der funktionalen Differenzierung resultierenden (Hondrich 1987) – oder eben Dahrendorfs (1974: 353) o.g. Einschätzung, die Ungleichheitsfrage sei die erste und zentrale Frage der Soziologie. Angesichts dieser widersprüchlichen Behauptungen ist ein dringender Klärungsbedarf vorhanden.

Die Differenzierungstheorie, sei es in der systemtheoretischen oder der handlungstheoretischen Variante (zu Letzterer Schwinn 2001a), stellt eine Herausforderung für die soziale Ungleichheitsforschung dar, weil sie ein umfassenderes Verständnis der Moderne anbietet – gegenüber der Ökonomielastigkeit der Ungleichheitstradition. Diese war und ist in starkem Maße in eine Theorie des Kapitalismus eingebettet, an deren Stelle heute eine differenziertere Beschreibung der modernen Gesellschaft getreten ist. Ihr Kennzeichen ist nicht nur die Verselbstständigung der kapitalistischen Ökonomie, sondern die weiterer primärer Berei-

che (wie Politik, Recht, Wissenschaft, Kunst, Familie, Religion) sowie zusätzlicher sekundärer Bereiche (wie Gesundheit, Sport, Medizin, Erziehung, Medien), deren Ordnungs- oder Teilsystemstatus noch nicht zufriedenstellend geklärt ist. Die Ungleichheitsforschung hat diese Veränderung der Gesellschaftstheorie nicht explizit mitvollzogen, sie spiegelt sie aber implizit in ihren Arbeiten wider. Dass heutige Verteilungs- und Ungleichheitsverhältnisse und damit die Lebenschancen von Menschen im Ensemble mehrerer differenzierter Institutionen entstehen und reproduziert werden, wird in den letzten Jahrzehnten als zunehmende Kritik einer rein klassentheoretischen Erfassung – Klasse als Pendant zur Theorie der kapitalistischen Gesellschaft – sozialer Ungleichheit reflektiert: Horizontale Disparitäten ergänzen die vertikal bestimmte ökonomische Ungleichheit – oder treten in zunehmendem Maße an ihre Stelle (Bergmann et al. 1969); die Erfassung der neuen Formen sozialer Ungleichheit wird durch Beharren auf dem Ansatz der Klassenanalyse erschwert (Lepsius 1979: 206); eine Vielfalt sich überlappender Wohlfahrtskonstellationen wird empirisch festgestellt, die die Individuen je nach Lebensbereich in unterschiedlich privilegierte und defizitäre Situationen versetze (Glatzer/Zapf 1984: 21). Schließlich ließ der Impuls, den Ulrich Becks (1983) Individualisierungsthese vor zwei Jahrzehnten für die Sozialstrukturanalyse freigesetzt hat, neue plurale Formen sozialer Ungleichheiten verstärkt ins Blickfeld der Analysen treten.

Die Zeit scheint also günstig, die beiden soziologischen Traditionen ins Gespräch zu bringen, zumal sie in einigen ihrer Grundannahmen konvergieren. Was kann man sich von einer solchen Verbindung der beiden Stränge der Makrosoziologie versprechen? Zum einen kann sie der heutigen Ungleichheitsforschung helfen, wieder stärker Anschluss an theoretische Fragestellungen zu gewinnen. Dem aus der Ungleichheitsdiskussion selbst kommenden Vorwurf, kaum noch etwas Grundlegendes zum Verständnis gegenwärtiger entwickelter Gesellschaften beizutragen (Mayer 1987: 376; Müller 1992: 48; Geißler 1996), und der Enttäuschung über die Theoriebildung in diesem Gebiet (Müller 1997: 39; Berger 2004: 360) kann so begegnet werden. Die Arbeiten zu neuen pluralen Formen sozialer Ungleichheit

haben immer vielfältigere Lebensstile, Milieus, Individualisierungen etc. zu Tage gefördert, was mittlerweile zum Eingeständnis einer »Orientierungslosigkeit« (Berger 2001: 220) geführt hat. Spiegelbildlich dazu finden sich jene Arbeiten, die von einer fortbestehenden (Klassen-)Strukturierung sozialer Ungleichheit ausgehen. Man hat den Eindruck, die Ungleichheitsdiskussion kreist in sich selbst und ist mit dem Abarbeiten der Vorwürfe des jeweils anderen Lagers beschäftigt.

Auf der Suche nach einem Anschluss an die soziologische Theorie bietet sich die Differenzierungstheorie an (ebd.: 220f.). Sofern Ungleichheitsforscher überhaupt in Kontakt mit dieser Theorie gekommen sind, ist bisher eher kritische Distanznahme, Abgrenzung oder gar Zurückweisung feststellbar (Haller 1986; Berger/Hradil 1990: 18f.; Neckel 2001: 253), ohne dass die Urteile auf der Grundlage einer sorgfältigen Auseinandersetzung geführt werden.

Die Ungleichheitsforschung leidet also unter einer zunehmenden Zerfaserung ihrer Thematik. Auf zweierlei Weise verliert sie ihre theoretische Klammer. Zum einen geht ihr der gesellschaftstheoretische Anschluss verloren: Bei den Klassikern war die Thematisierung sozialer Ungleichheit eingebettet in eine Theorie der Gesellschaft. Sie war nicht selbstgenügsam und auch nicht unabhängig von dieser formulierbar. Zum anderen verliert die Ungleichheitsforschung ihre innere Klammer. Immer mehr Dimensionen sozialer Ungleichheit werden entdeckt: Klassen, Milieus, Geschlecht, Ethnie, Alter, Region etc. – es bleibt aber offen, wie sie zusammenhängen. Diese Diagnose sollte Anlass zur Besorgnis geben, weil sich damit ein zentrales Feld soziologischer Analyse in beliebige Pfade und Richtungen verläuft. Die Ungleichheitstheorie hat in jüngster Zeit ihre diagnostische und prognostische Wegweiserfunktion weitgehend eingebüßt. Das lässt sich etwa ablesen an jenen Etikettierungen der letzten Jahrzehnte, mit denen man schlagwortartig zentrale Aspekte heutiger Gesellschaften zu charakterisieren versucht: Risikogesellschaft, Wissensgesellschaft, Mediengesellschaft, Weltgesellschaft, zweite Moderne<sup>3</sup>, multiple Moderne usw. Bei aller Vorsicht und Zurückhaltung, die bei solchen Schlagworten angebracht sind, fällt doch auf, dass keines aus der Ungleichheitstheorie selbst stammt.

Hingegen lässt sich feststellen, dass fast jede dieser Gesellschaftsbeschreibungen wesentliche Impulse aus der Differenzierungstheorie bekommen hat bzw. relativ gut mit dieser erklärbar ist.

Noch in den Nachkriegsjahrzehnten hat die Ungleichheitstheorie zentrale Diskussionen des Fachs zu fokussieren gewusst, wie die um die sogenannte »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« oder um die Frage »Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft« auf dem Soziologentag 1968. Aufmerksamkeit scheint man in den zurückliegenden Jahren eher mit Formulierungen wie »individualisierte« oder »Erlebnissgesellschaft« zu gewinnen – Begriffe, welche die Relevanz der Ungleichheitsthematik gerade bestreiten. Die zerfaserte Situation der Ungleichheitsforschung zieht die soziologische Theorie insgesamt in Mitleidenschaft. Wenn diese eine zentrale makrosoziale Dimension verliert, sollte man von ihr keine allzu verlässlichen Diagnosen und Prognosen zur Entwicklung heutiger Gesellschaften erwarten.

Was sind nun aber die Gründe für die mangelhafte Verknüpfung der beiden Soziologien? Zunächst fällt eine unterschiedliche Gewichtung von Theorie und Empirie in beiden Traditionen auf. Während die heutige Sozialstrukturforschung eine starke Tendenz zur Empirisierung und Beschreibung aufweist, dominiert bei den Differenzierungsanalysen die Theoriearbeit. Letztere haben wiederum keine korrespondierende empirische Forschung aufzuweisen. Die Rezeption der Ergebnisse der Ungleichheitsforschung kann dazu dienen, der Differenzierungstheorie eine stärkere »Bodenhaftung« zu verschaffen,<sup>4</sup> und sie kann davor bewahren, der Primatthese funktionaler Differenzierung aufzusitzen und das Thema soziale Ungleichheit theoretisch in die zweite Reihe zu schieben. Man darf in der Verbindung beider Stränge makrosoziologischen Denkens nicht dem einen, der Differenzierungstheorie, den Theoriepart zuweisen und der Ungleichheitsforschung empfehlen, dort ihre theoretischen Grundlagen zu suchen. Eine unvoreingenommene Analyse, die sich den Blick nicht durch die Primatannahme verstellen lässt, hat nicht zum Ziel, die Problemstellung der einen Theorie in der der anderen aufzulösen, sondern den Zusammenhang zwischen beiden zu klären. Soziale Ungleichheit und Differenzierung bilden jeweils eigen-

ständige Ordnungen und Strukturen aus, die wechselseitig füreinander Kontextbedingungen darstellen.

Einer Vermittlung steht zudem entgegen, dass die beiden Soziologien auch durch einen *methodologischen Graben* getrennt sind. Von Parsons und Luhmann wird die Differenzierungs- als Systemtheorie ausgearbeitet, während Weber, Geiger, Dahrendorf und die heutigen Ungleichheitsforscher vor allem handlungstheoretisch denken und arbeiten. System- und Handlungstheorie sind *methodologische* Grundunterscheidungen – oder in Luhmanns Worten: »Supertheorien«. Differenzierung und soziale Ungleichheit sind *theoretische* Konzepte und in Bezug darauf spreche ich von »zwei Soziologien«. Beide Unterscheidungen liegen nicht auf der gleichen Ebene. Es lassen sich keine zwingenden Gründe anführen, eine bestimmte Methodologie einem bestimmten Theoriegebiet zuzuordnen: die Systemtheorie der Differenzierungsthematik und die Handlungstheorie der sozialen Ungleichheit. Es gibt systemtheoretisch geprägte Ungleichheitsanalysen (Karl Marx, Georg Lukács) ebenso wie handlungstheoretische Differenzierungskonzeptionen (Max Weber, Schwinn 2001a). Im vorliegenden Band wird eine handlungstheoretische Analyse und Verknüpfung beider Problemfelder verfolgt. Die methodologische Seite möchte ich hier nicht weiterverfolgen (Schwinn 2004b: 13f.). Die Hauptprobleme bei der Vermittlung der beiden Traditionen sind theoretisch-konzeptioneller Art.

Ein Problem dabei besteht in den grundlegend verschiedenen Ausgangspunkten der zwei Strukturdimensionen. Die Differenzierungstheorie geht von einer *Ungleichartigkeit* der Ordnungen oder Teilsysteme aus, die Ungleichheitsanalyse dagegen von einer *Ungleichwertigkeit* von sozialen Lagen. Entsprechend dieser völlig unterschiedlichen Anfangsunterscheidungen verläuft die historische wie systematische Entfaltung der zwei Theorieperspektiven in ganz verschiedene Richtungen. Die Ungleichwertigkeit von Lebenslagen lässt sich nicht aus der Ungleichartigkeit von Ordnungsprinzipien ableiten und *vice versa*. Die Behauptung des Primats einer Strukturdimension ist theoretisch problematisch, weil es sich um inkommensurable Kriterien handelt, die auf der Ebene der Grundunterscheidungen prinzipiell nicht auseinander ableitbar sind. Soziale Ungleichheit ist ein Relationsbegriff: Eine

Klasse, Schicht, Lage oder ein Milieu wird in Beziehung auf eine oder mehrere andere Klassen, Schichten etc. bestimmt. Die bei Weber den differenzierten Ordnungen zugrunde liegenden Wert-sphären – bei Luhmann die Codes – sind dagegen nicht-relational eingeführt: Man kann einen einzelnen Wert oder Code ohne Bezug auf einen anderen bestimmen. Es handelt sich um sachlich inkompatible Logiken. Zwar beschreibt Weber das Verhältnis der Wertsphären untereinander ähnlich wie das der Klassen in Termini eines Kampfes, aber es ist ein Kampf, bei dem es nicht ums Gleiche geht. Es handelt sich um Wert- oder Codeunverträglichkeiten. Bei sozialer Ungleichheit muss dagegen immer ein Vergleichs- oder Relationskriterium angegeben werden.

Ein weiterer Unterschied kommt hinzu. Ungleichheitsanalysen interessieren sich für die Frage, ob die sozialen Kategorien von Akteuren bloße *statistische Aggregate* darstellen oder ob ihnen eine entsprechende *Selbstwahrnehmung auf Seiten der Akteure* korrespondiert. Dieses Problem von »Klasse an sich« und »Klasse für sich« hat auf Seiten der Differenzierungstheorie kein Gegenstück: Ordnungsbildung über Leitideen setzt per Definition eine Orientierung bei den Akteuren voraus. Es gibt Ungleichheitslagen an sich, aber keine Ordnungen an sich. Klassen gibt es auch, wenn sich die Akteure ihrer nicht bewusst sind, Ordnungen sind dagegen immer schon vergesellschaftete. Institutionen setzen einen Kernbestand an bewusster, mehr oder weniger reflektierter Orientierung an den sie tragenden Werten voraus. Dieser *Vergesellschaftungsvorsprung* der Ordnungsdifferenzierung gegenüber sozialen Klassen ist im Falle ständischer Ungleichheit nicht gegeben. Stände haben *per se* Momente gleichen Bewusstseins und Handelns. Klassen sind zunächst nur durch Ressourcen bestimmt, die ein bloßes Potenzial der Vergesellschaftung enthalten. Stände konstituieren sich dagegen primär in der symbolischen Sphäre und durch familiäre Sozialisationsprozesse – und sind dadurch immer schon in gewissem Maße vergesellschaftet. »Even in the absence of concerted action, families share a style of life and similar attitudes. Classes without organization achieve nothing. But families in the same status-situation need not communicate and organize in order to discriminate against people they consider inferior. Weber understood that their solidarity



against outsiders may remain intact even when they are divided by intense rivalries.« (Bendix 1974: 153) Im Übergang von ständischer zu klassengeprägter Ungleichheit verliert soziale Ungleichheit ihre mehr oder weniger automatischen Vergesellschaftungseffekte. Dies mag einer der Gründe sein, der die Systemtheorie veranlasst, in der Moderne von einem Primat der funktionalen Differenzierung zu sprechen.

Die grundlegende Bedeutung der hier in den Mittelpunkt gestellten beiden Strukturdimensionen sieht man daran, dass mit ihnen sozialevolutionär verschiedene Gesellschaftsstufen abgegrenzt werden: ständische versus Klassengesellschaft, stratifizierte versus funktional differenzierte Gesellschaft. Zugleich ist aber strittig, welche Strukturdimension der Taktgeber des gesellschaftlichen Formenwandels ist. Die These eines Übergangs von der ständischen zur Klassengesellschaft sieht einen Wechsel der Ungleichheitsform, die Einteilung in segmentierte, stratifizierte und funktional differenzierte Gesellschaften präferiert dagegen die Differenzierungsform als evolutionäres Unterscheidungskriterium. Solange das Verhältnis beider Strukturachsen nicht geklärt ist, wird auch die Frage des historischen Wandels von Gesellschaftstypen nicht zufriedenstellend zu beantworten sein.

Im folgenden Kapitel gehe ich zunächst den historischen Beziehungen von sozialer Ungleichheit und Differenzierung vom Mittelalter bis in die Moderne nach (II). Auf der prinzipiellen Ebene der Grundunterscheidungen sind die beiden Theorien nicht zu verknüpfen – ein Grund für ihr wechselseitiges Nicht-Wahrnehmen.<sup>5</sup> Die Vermittlung ist auf anderen, der Grundunterscheidung nachgeordneten Ebenen zu suchen. Dabei werde ich zunächst der Verknüpfung von der Differenzierungstheorie aus nachgehen (III) und mich dann der umgekehrten Wirkungsrichtung widmen (IV). Die analytische Fruchtbarkeit einer Kombination der beiden Strukturachsen lässt sich am Beispiel verschiedener Untersuchungsfelder demonstrieren: geschlechtsspezifische Ungleichheit (V); komplexe Ungleichheitsverhältnisse im Zusammenspiel von Klasse, Ethnie und Geschlecht (VI) sowie globale Ungleichheiten (VII).